

Johannes F. Lehmann / Roland Borgards /
Maximilian Bergengruen (Hg.)

Die biologische Vorgeschichte des Menschen

Zu einem Schnittpunkt von
Erzählordnung und Wissensformation

Einleitung

Auf erstaunlich vielen für die heutige Gesellschaft relevanten Feldern wird für die Erklärung und Begründung sozialer, kultureller, politischer, psychologischer und ästhetischer Zustände, Erscheinungen und Entscheidungen auf im weitesten Sinne biologische Kategorien zurückgegriffen. Von der in den 60er und 70er Jahren entstandenen Soziobiologie bis hin zu den aktuellen Bio- und Neurowissenschaften mit ihren bildgebenden Verfahren sowie der Entschlüsselung des menschlichen Genoms wird der Mensch immer nachhaltiger und zugleich fragloser in den Horizont seiner Geschichte bzw. *Vorgeschichte* als biologisches Wesen gerückt.

Im Zentrum stehen zur Zeit vor allem zwei physiologische Speicherorte für die humanbiologische Prähistorie und ihren *impact* auf den gegenwärtigen Menschen: Gehirn und Gene.¹ Das betrifft Aggressions- und Konflikttheorien,² Strafrechts- und Freiheits- bzw. Bewusstseinsdiskurse,³ die Evolutionspsychologie⁴ und Evolutionssoziologie (und deren korrespondierende Gesellschaftsmodelle)⁵ bis hin zu populärer Ratgeberliteratur und der Frage des individuellen Glücks (als Technik der Selbststeuerung unsteuerbarer Hormonausschüttungen). Und es betrifft schließlich auch Fragen der Religion,⁶ der Ethik⁷ und der Ästhetik⁸ bzw. der Literatur.⁹

¹ Vgl. die Dokumentation der jüngeren Debatte in: Christian Geyer (Hg.), *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente*, Frankfurt a.M. 2004. Siehe auch: Wolfgang Wieser, *Gehirn und Genom. Ein neues Drehbuch für die Evolution*, München 2007.

² Ulrich Bröckling u.a. (Hg.), *Disziplinen des Lebens. Zwischen Anthropologie, Literatur und Politik*, Tübingen 2004. Steven Pinker, *Gewalt: Eine neue Geschichte der Menschheit*, Frankfurt a.M. 2011.

³ Reinhard Werth, *Die Natur des Bewusstseins – Wie Wahrnehmung und freier Wille im Gehirn entstehen*, München 2010. Gerhard Roth, *Wie einzigartig ist der Mensch? Die lange Evolution der Gehirne und des Geistes*, Heidelberg 2010.

⁴ Ludger Hoffmann u.a. (Hg.), *Die Matrix der menschlichen Entwicklung*, Berlin 2011.

⁵ Kritisch hierzu Susan McKinnon, *Neo-liberal Genetics. The Myths and Moral Tales of Evolutionary Psychology*, Chicago 2009.

⁶ Rüdiger Vaas, *Gott, Gene und Gehirn: warum Glaube nützt. Die Evolution der Religiosität*, Stuttgart 2009. Jesse Bering, *Die Erfindung Gottes: wie die Evolution des Glaubens schuf*. Aus dem Engl. von Helmut Reuter, München 2011.

⁷ Franz Josef Wetz u.a. (Hg.), *Kolleg praktische Philosophie. 2 Bde.*, Stuttgart 2008.

⁸ Wilfried Menninghaus, *Das Versprechen der Schönheit*, Frankfurt a.M. 2003; ders., *Wozu Kunst? Ästhetik nach Darwin*, Frankfurt a.M. 2011; Josef H. Reichholf, *Der Ursprung der Schönheit. Darwins größtes Dilemma*, München 2011.

Gen- und evolutionsbiologische Hirnforschung scheinen in der wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussion nachgerade wahrheitsbildende Instanzen darzustellen.

Problematisch und systematisch ungeklärt ist bei diesem Rekurs auf die (neuro-)biologische Geschichte des Menschen (und der jeweiligen Reklamation ihrer anhaltenden Wirksamkeit) das Verhältnis von Deskriptivität und Normativität, da jede biologische Beschreibung des Menschen, die mit dem Rückgriff auf seine biologische Vorgeschichte arbeitet, ein besonderes Potenzial zur Begründung von Normen oder Rechtfertigungen enthält.

In Frage stehen daher Form und Funktion solcher biologischer Rekurse, wobei die hier versammelten Antwortversuche nicht den gesamten Bereich der historischen Epistemologie¹⁰ in den Blick nehmen, sondern sich auf einen zentralen Kernbereich konzentrieren: die Erklärung, Konstruktion und/oder Rechtfertigung eines bestehenden Zustandes (eines oder mehrerer Menschen) durch Rückgriff auf seine biologische Vorgeschichte. Letztlich ist es folgende – auf einer kausalen Verknüpfung basierende – Behauptung, an der dieser Band ansetzt: Der Mensch als biologisches Wesen ist, was er ist, weil seine Vorfahren waren, was sie waren.

Diese systematische Zuspitzung des Problems führt zur historischen Schwelle um 1800 als ihrem Ausgangspunkt. Sind doch hier zugleich *das* Leben und *die* Geschichte als jene dem Menschen unverfügbaren Transzendentalia (erneut) erfunden worden, die der Mensch seitdem gleichwohl empirisch in seine Gewalt zu bringen versucht. Einerseits etabliert sich zu dieser Zeit die Biologie als Wissenschaft von der Entstehung und Entwicklung des Lebens, indem sie sich von der Naturgeschichte einerseits und der präformistischen Zeugungstheorie andererseits durch Epigenese¹¹ und Organologie¹² abgrenzt.¹³ Auf diese Weise neu etabliert,

⁹ Karl Eibl, *Animal poeta. Bausteine zur biologischen Kultur- und Literaturtheorie*. Paderborn 2004; ders., *Kultur als Zwischenwelt: Eine evolutionsbiologische Perspektive*, Frankfurt a.M. 2009.

¹⁰ Hierzu Hans-Jörg Rheinberger, *Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie*, Frankfurt a.M. 2006, S. 21ff.; ders., *Historische Epistemologie zur Einführung*, Hamburg 2007, S. 11f.

¹¹ Vgl. hierzu Jörg Jantzen, *Physiologische Theorien*. In: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, *Historisch-kritische Ausgabe*. Hg. von Hans M. Baumgartner et al. Reihe I. Ergänzungsband zu den Bänden 5–9, Stuttgart 1994, S. 498–565. Vgl. jetzt auch Hubert Thüring, *Das neue Leben. Studien zum biopolitischen Lebensbegriff in der modernen Literatur 1750–1938*, München 2012 (im Druck).

kann die Biologie ab Mitte des 19. Jahrhunderts verschiedene Vererbungstheorien entwickeln: die bei Morel ansetzende Degenereszenz-Theorie,¹⁴ Darwins heute vergessene Erbtheorie¹⁵ und natürlich die um 1900 zur Kenntnis genommene bzw. neuentdeckte Genetik eines Gregor Mendel.¹⁶ In der Folge werden diese Theorien dann von der Genforschung überschrieben, ein Prozess, der mit der Einführung des Begriffs ›Gen‹ und dessen Zuordnung zu den Chromosomen im frühen 20. Jahrhundert beginnt¹⁷ und seine Fortsetzung in der Entschlüsselung des Genoms findet.

Andererseits entsteht um 1800 auch – unter enger Bezugnahme auf die neue biologische Entwicklungslehre – die Geschichte im Sinne des Historismus¹⁸ als ein Prozess, in dem das Spätere in einer organischen Verbindung zum Früheren steht. Das Substrat jeder Geschichte ist das Leben (einer Gruppe oder eines Individuums), und jedes Leben kann sich seiner selbst nur durch seine Geschichte vergewissern. Daraus ergeben sich

12 Zum organologischen Paradigmenwechsel in Deutschland vgl. Wolfgang Riedel, »Deus seu Natura«. Wissenschaftsgeschichtliche Motive einer religionsgeschichtlichen Wende – im Blick auf Hölderlin, in: Hölderlin-Jahrbuch 31 (1998), S. 171–206.

13 Vgl. Ohad Parnes/Ulrike Vedder/Stefan Willer, Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte, Frankfurt a.M. 2008, S. 75ff. u. ö.

14 Hierzu Ursula Link-Heer, *Le mal a marché trop vite*. Fortschritts- und Dekadenzbewußtsein im Spiegel des Nervositäts-Syndroms, in: Wolfgang Drost (Hg.), *Fortschrittsglaube und Dekadenzbewußtsein im Europa des 19. Jahrhunderts*. Literatur – Kunst – Kulturgeschichte, Heidelberg 1986, S. 45–68.

15 Zu den Differenzen zwischen Darwins Evolutionsbiologie und seiner Hereditätskonzeption vgl. Peter J. Bowler, *The Mendelian Revolution. The Emergence of Hereditarian Concepts in Modern Science and Society*, Cambridge 1989, S. 46–64. Vgl. hierzu auch François Jacob, *Die Logik des Lebenden. Von der Urzeugung zum genetischen Code*, übers. v. Jutta und Klaus Scherrer, Frankfurt a.M. 1972, S. 197ff.

16 Zur in der Forschung zunehmend kritisch diskutierten These von der ›unabhängigen Wiederentdeckung‹ der seit ihrer Veröffentlichung in Vergessenheit geratenen Mendelschen Gesetze durch Carl Correns, Hugo De Vries und Erich von Tschermak um 1900, vgl. Peter J. Bowler, *The Mendelian Revolution*, S. 110ff., sowie Robin Marantz Henig, *A Monk an two Peas. The Story of Gregor Mendel and the Discovery of Genetics*, London 2000, S. 171ff.

17 Hierzu Hans-Jörg Rheinberger/Staffan Müller-Wille, *Vererbung. Geschichte und Kultur eines Konzepts*, Frankfurt a.M. 2009, S. 172ff.

18 Vgl. hierzu Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen: *Geschichte des Historismus. Eine Einführung*, München 1992, S. 21–40.

dann Logiken und Probleme der Volks-, National- und Gattungs- bzw. Menschheitsgeschichtsschreibung.¹⁹

In einer solchen Historisierung des Lebens selbst, wie sie etwa von Georges Cuvier durchdacht wird, liegt eine der Voraussetzungen für das, was Darwin in der Mitte des 19. Jahrhunderts als Evolutionstheorie ausformulieren wird. Wie das Individuum, die Familie oder die Nation aus ihrer Geschichte heraus entstehen (und deshalb nur unter Rückgriff auf diese Geschichte verstanden werden können), so bekommt auch der Mensch als Gattungswesen eine historisch bis dahin unbekannte Tiefe. Mit dem Affen verbindet ihn dann nicht mehr eine taxonomische Nachbarschaft, sondern eine gemeinsame genealogische Herkunft.²⁰

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Grundfrage des vorliegenden Bandes formulieren: Wie wird seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das »Biologische« als Wirkkraft einer Vorgeschichte des Menschen jeweils so konstruiert bzw. narrativiert, dass es, obwohl ein Vergangenes, zugleich als wirkmächtiger *impact* auf die Gegenwart verstanden werden kann? »Biologie« wird hier nicht als etwas Substanzielles, nicht als eine natürlich gegebene Größe verstanden; der Fokus liegt vielmehr auf den Kontinuitäten und Differenzen bei der »biologischen« Produktion von *Narrativen*, mittels derer sich Begriffe und Konzepte wie »Vererbung«, »Evolution«, »Gene«, »Rasse«, »Primaten« etc. im Kontext einer Erklärung eines menschlichen Jetztzustands durch seine Vorgeschichte produzieren und plausibilisieren lassen.

Es geht somit um die Perspektivierung historischer und gegenwärtiger Diskurse der Biowissenschaften als ein zugleich geschichts- *und* erzähltheoretisches Problem: In welcher Weise und zu welchen Zwecken, so wird gefragt, greift der Mensch bei der Konstruktion seiner Geschichte auf eine ihm vorgängige und unverfügbare Bio-Geschichte zurück? Und welche Rolle spielen bei der Rekonstruktion und der Konstruktion dieser Vorgeschichte Elemente der Fiktion?

¹⁹ Vgl. Reinhart Koselleck, Art. Volk, Nation, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7 (Stuttgart 1992), S. 281–431, hier S. 342–347.

²⁰ Vgl. Julika Griem, *Monkey Business: Affen als Figuren anthropologischer und ästhetischer Reflexion 1800–2000*, Berlin 2010; Virginia Richter, »Blurred copies of himself«. Der Affe als Grenzfigur zwischen Mensch und Tier in der europäischen Literatur seit der Frühen Neuzeit, in Hartmut Böhme (Hg.), *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext*, Stuttgart 2005, S. 603–624.

Während man aus einer rein wissenschaftsgeschichtlichen Perspektive lediglich die Frage verhandeln könnte, welches biologische Wissen wie erhoben und dargestellt wird, ist es aus der hier eingenommenen Perspektive, die historische Epistemologie und Narratologie verknüpft, möglich und notwendig, geschichts- bzw. erzähltheoretisch danach zu fragen, wie dieses Wissen jeweils in die Konstruktion biologischer Vorgeschichten überführt wird. In den oben genannten kulturwissenschaftlichen Forschungen, die derlei Rückgriffe auf Biologie, d.h. auf Vererbung, Evolution, Primaten oder phylogenetische Genetik reflektieren, ist bislang die narrative Kategorie der *Vorgeschichte* und die Frage nach den Regeln ihrer Konstruktion und ihrer Rolle für die kulturelle Selbstbeschreibung der Gegenwart weitgehend unbeachtet geblieben. Vorgeschichten lassen sich dabei in einem weiteren und in einem engeren Sinne verstehen. Im weiteren Sinne sind Vorgeschichten lediglich Geschichten eines bloßen Davor, die in einer Erzählung zum Beispiel durch Analepsen nachgereicht werden können.²¹ Im engeren Sinne aber handelt es sich bei einer Vorgeschichte um »eine vorbereitende, einleitende« Geschichte, die »die Voraussetzung der eigentlichen«²² enthält. Damit ist eine, wenn auch nicht explizierbare, spezifische Kausalität impliziert, die die Vorgeschichte mit der eigentlichen Geschichte verknüpft. Wenn das Biologische als Vorgeschichte des Menschen in wissenschaftlichen wie literarischen Kontexten erzählt wird, ist für den vorliegenden Band insbesondere dieser engere Sinn gemeint. Vorgeschichte nicht nur im Sinne des vorher Geschehenen, sondern eines vorher Geschehenen, das das Spätere spezifisch bedingt und erklärt, als ein Davor, das im Jetzt bzw. im Danach präsent und absent zugleich ist.

Derlei Vorgeschichten erlauben den Ausgriff in eine Zeit, die in der Weise *vor* der eigenen liegt, dass einerseits keine unmittelbare Beteiligung vorliegt, aber andererseits doch eine Spur oder Prägung als wirksam konstruierbar ist. In Frage steht dann jeweils, wie diese Vorgeschichte, obwohl sie nicht zur (eigentlichen) Geschichte selbst gehört, Einfluss oder

21 Siehe hierzu den Aufsatz von Cornelia Zumbusch, Nachgetragene Ursprünge. Vorgeschichten im Bildungsroman (Wieland, Goethe, Stifter). Erscheint in: *Poetica* 43, 3–4 (2011) (im Druck).

22 »Vorgeschichte«, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, München 1984, Bd 26, Sp. 1104–1107, hier Sp. 1104. Vgl. hierzu ebenfalls Cornelia Zumbusch, Urgeschichte. Erzählungen vom Vorvergangenen bei Herder, Engels, Freud und Benjamin. Erscheint in Tobias Döring/ Michael Ott (Hg.): *Urworte. Zur Archäologie erstbegründender Begriffe*, München 2012, S. 137–153 (im Druck).

Bedeutung für die Geschichte haben kann, bzw. wie der Konnex zwischen Vorgeschichte und Geschichte konstruiert wird.

Neben *kulturellen Formen* der Tradierung durch mündliche und schriftliche Weitergabe von familiären oder nationalen Vorgeschichten und ihrer Wirkung auf Ideen, Mentalitäten, Diskurse, treten – verstärkt seit dem 19. Jahrhundert – Theorien über *biologische Formen* der Tradierung (Weitergabe von Erbinformation). Auch sie ergehen metaphorisch in Form von Abschriften und Kopien, doch operieren sie ganz jenseits des Bewusstseins des Informationsträgers: Weitergegeben werden hier – auf bloß biologischem Wege – Eigenschaften, Merkmale, Gene. Und in Analogie zu dieser biologischen, d.h. nicht-kulturellen, Form der Weitergabe wird im 19. Jahrhundert ein spezifischer Begriff der Prähistorie entwickelt, der gerade dadurch definiert ist, dass er Zeiten jenseits kultureller Weitergabe erforscht, d.h. im wesentlichen nicht-schriftliche, archäologische Quellen.²³ Die Begriffe und die Erforschung der biologischen und der historischen *Vorgeschichte* entwickeln sich parallel.

Ausgehend von dieser historischen und systematischen Unterscheidung zwischen Geschichte und Vorgeschichte (und dem ersten begrifflichen Auftreten des Wortes ›Vorgeschichte‹ am Ende des 18. Jahrhunderts) soll hier gefragt werden, wie sich biologisches Wissen, sei es sicher oder unsicher, und die Produktion von erklärungskräftigen (und/oder normativen) biologischen Narrativen des Menschen zueinander verhalten. Wie überbrücken Geschichten oder mediale Repräsentationen (z.B. Bilder der Urgeschichte der Erde oder Darstellungen von Menschenaffen) die Kluft zwischen dem Postulat der Wirkkraft biologischer Vorgeschichten und dem Nicht-Wissen um die Weise der kausalen Verknüpfung? Wie verhalten sich psychologische Geschichtskonstruktionen (zum Beispiel Freuds Annahme einer psychologischen Vererbung im Ödipuskomplex) zum biologischen Mechanismus der Vererbung? Wie entstehen durch Rekurs auf biologische Parameter wie das Hormon oder das »phylogenetische Gedächtnis« (M. Sommer in diesem Band) Fiktionen von (politischen) Identitäten bzw. »Rassen«?

Im einleitenden Beitrag des Bandes widmet sich *Johannes F. Lehmann* zunächst der Geschichte des Begriffs ›Vorgeschichte‹, die erst Ende des 18.

²³ Vgl. Alexander Gramsch: Eine kurze Geschichte des archäologischen Denkens in Deutschland. In: Leipziger online-Beiträge zur Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie. Hg. von Sabine Rieckhoff und Wolf Rüdiger Teegen, publ. am 18.10.2006 (<http://www.uni-leipzig.de/histsem/uploads/media/Nr.19-Gramsch.pdf>).

Jahrhunderts mit dem Historiker August Ludwig Schlözer und dem Geschichtstheoretiker und Theologen Johann Gottfried Herder einsetzt. In systematischer Hinsicht zeigt Lehmann, dass das mit der Verwendung des Begriffs ›Vorgeschichte‹ implizierte *Postulat* einer kausalen Verknüpfung zwischen Vorgeschichte und Geschichte wichtiger ist als das *Wissen* um die Art und Weise dieser Verknüpfung. Vorgeschichten bilden, weil sie mit Hypothesen und Hypostasen kausaler Erklärungen arbeiten, wie das Frühere auf das Gegenwärtige wirkt, gleichsam »theoretische Poesie«. Gerade weil Vorgeschichten mit der Geschichte durch eine nicht-offensichtliche Kausalität verknüpft sind, sind die verschiedenen Transportmedien, die jeweils die Leerstelle der Verknüpfungskausalität besetzen können (z.B. göttliche Strafe, psychisches Trauma oder Vererbung), auch ineinander übersetzbar bzw. austauschbar. Das »Irgendwie« der Verknüpfung ist die zentrale Leerstelle in der Erzählung von Vorgeschichten, die sowohl durch Wissen wie durch Narration gefüllt werden kann. Lehmann kommt so zur These, dass insbesondere die biologischen Vorgeschichten ihre wissenschaftstheoretische wie politische Attraktivität, ihr Erklärungspotenzial und ihre Evidenzbehauptung durch eine Struktur von Leerstellen (und den Zugriff auf diese) erhalten. Dass die Übersetzbarkeit verschiedener Vorgeschichtsmedien ineinander, d.h. ihre Konkurrenz, selbst zum *Thema* literarischer Texte wird, zeigt der Beitrag schließlich anhand von Theodor Storms Novelle *Carsten Curator*.

Ralf Simon schließt hier an, indem er das Paradox herausarbeitet, dass die narrative Grundfigur der Vorgeschichte einerseits in ausschließender Konkurrenz zur logischen Argumentation und zur Begründung von Wissen steht, sie aber eben diese Argumentation und diese Begründung auch fundiert. Diese Fundierungsleistung der Vorgeschichte, die den Begriff des Wissens selbst problematisiert, zeigt Simon anhand von Herders Einsatz von Begriff und Denkform der Vorgeschichte auf. Indem Herder den Satz, so Simon, aus der *Erzählung* herleitet, optiert er letztlich für die Narration und gegen die bloß propositionale Logik. Zudem – und das ist nach Simon eine zentrale Innovation Herders – invertiert Herder die *inventio* in die *memoria*, d.h. Herder sucht die Quellen des Neuen in der Erinnerung und in der Deutung des Alten und gewinnt so einen archäologischen und nicht mehr topischen Gedächtnisbegriff, der nun als Arsenal von Vorgeschichten bereitsteht, die Herder in vielfältiger Weise theoretisch geltend macht.

Parallel zur Entstehung eines singularisierten Begriffs von Geschichte, der von der »Einheit des Lebens«²⁴ ausgeht und daher kausal-genetische Entwicklungen voraussetzt, etabliert sich um 1800 die Biologie als Wissenschaft von der Entstehung und der *Entwicklung* des Lebens. Es liegt in der Logik des Rekurses auf die biologische Vorgeschichte des Menschen, dass man in ihr auf den Ursprung/Anfang des Lebens überhaupt zurückgeht. Und das wiederum heißt, dass *das Leben* selbst als normative oder zumindest normativierbare Größe in den Blick rückt. Diese diskursive Konstellation behandelt *Hans Werner Ingensiep* in seinem Beitrag »Leben, Lebewesen und Lebenskraft. Zur Lebensmetaphysik in Kants Biotheorie und Biografie«, indem er vor dem Hintergrund der Lebens- und Organismuskurse Ende des 18. Jahrhunderts und insbesondere der Biotheorie Kants den Versuch unternimmt, Kants individuelle Lebenspraxis bzw. seine Lebenskonzepte auf seine Biophilosophie zu beziehen. Das betrifft vor allem Kants späte Lebensphase und seine Auseinandersetzung mit dem Tod bzw. dem Begriff des Vegetierens.

Peter Schnyder untersucht in seinem Beitrag »Paläontopoetologie. Zur Emergenz der Urgeschichte des Lebens« die Verknüpfung des paleontologischen mit dem biologischen Diskurs. Ausgangspunkt ist dabei die These von der »geologischen Kränkung« (Gould), die sich aus der Entdeckung einer erdgeschichtlichen Tiefenzeit im 18. und 19. Jahrhundert ergeben hat. Die sukzessive Entfaltung dieser Tiefenzeit bei Buffon und Cuvier erweist sich dabei als unmittelbar mit poetischen und poietischen Momenten verknüpft. Dies vermerken schon die Zeitgenossen, die Buffons geologisches Werk als »Roman« und Cuvier selbst als einen »Dichter« bezeichnen. Im Anschluss an Cuvier entwirft etwa Balzac seine realistische Poetik. Doch noch bei Cuvier und Balzac, also bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, bleiben die menschenlose Urgeschichte und die menschliche Jetztzeit strikt voneinander getrennt. Erst unmittelbar vor Darwin wird dann denkbar, dass die Menschen gleichzeitig mit mittlerweile ausgestorbenen Urtieren gelebt haben könnten. Und erst damit reicht die biologische Vorgeschichte des Menschen in die Tiefe erdgeschichtlicher Entwicklungen zurück.

In seiner vergleichenden Untersuchung der Studien des Afrikanisten Wilhelm Bleek und des Evolutionstheoretikers Charles Darwin zum Thema der Nachahmung als Kommunikationsform kann *Stefan Willer* zei-

²⁴ Heinrich Luden, Ueber den Vortrag der Universalgeschichte. Kl. Aufsätze, Bd. 1, Göttingen 1807, S. 281.

gen, dass die diesbezüglichen Theorien in der Evolutionstheorie um 1870 zugleich die Grenze und den Durchgang zwischen den Bereichen des Tierischen und des Menschlichen darstellen – und damit diese Grenze fragwürdig erscheinen lassen. Willer setzt bei den von Bleek und Haeckel festgestellten »Berührungspunkten« zwischen den auf Nachahmung beruhenden phonetischen Systemen südafrikanischer Sprachen einerseits und den von Menschenaffen hervorgebrachten Lauten andererseits ein. Der, auch von Darwin noch durchaus so empfundene, Skandal der Ähnlichkeit des Affen zum Menschen wird also von den Darwinianern Bleek und Haeckel als eine Ähnlichkeit der *anderen*, gleichfalls skandalösen Menschen, des Afrikaners, entschärft. Diese Entschärfung ist deswegen nötig, so die zentrale These des Aufsatzes, da der Mensch auf Affen und Buschmänner als seine linguistische Vorgeschichte nicht nur zurückschauen kann, sondern diese mit ihm zugleich existieren – und ihn daher in seiner Einzigartigkeit auch bedrohen.

Maximilian Bergengruen zeigt anhand von Theodor Storms *Aquis submersus* auf, dass die Novelle dem Leser verschiedene Angebote macht, die Hauptgeschichte aus der Vorgeschichte abzuleiten. Das eine, durchaus nicht unplausible, Angebot basiert auf einer Verbindung von orthodoxem Luthertum und Aberglauben und besagt, dass die Geschichte des Liebespaares Katharina und Johannes und ihres, am Ende sterbenden, Kindes durch einen in der Vorzeit ausgesprochenen Fluch, nämlich jenen der Ahnfrau, vorherbestimmt ist. Die andere Vorgeschichte ist eine dezidiert biologische und erklärt das Verhalten des Paares bzw. der Frau aus ihrer hereditären Familiengeschichte. Keine der beiden, ineinander übersetzbaren, Geschichten erklärt jedoch ausreichend die titelgebende Frage nach der Schuld. Das »Etwas in Katharinas Augen« kann, wie bei genauerer Lektüre der Novelle deutlich wird, *muss* aber nicht auf die wahlweise biologische wie (quasi-)theologische Vorgeschichte bezogen werden. Damit weist die Novelle ihre Produktionsbedingungen im Kopf ihrer Erzähler und Leser deutlich aus.

Auch bei Fontane spielt das Thema der Vererbung, wie der Aufsatz von *Barbara Thums* deutlich macht, eine zentrale Rolle. Genauer gesagt ist die Vererbung jedoch nur eines von mehreren Themen, die in *Grete Minde* und *Irrungen Wirrungen* miteinander verbunden werden, um die Logik des Ausnahmefalls bei der narrativen Verfertigung von Familienkonstellationen vorzuführen. Zum Wissen über Vererbung treten, wie der Aufsatz deutlich macht, psychologische Theorien, darwinistische Gedankenfiguren und biologische Reinterpretationen des Nationenbegriffs hinzu, um

Ausschließungs- und Normalisierungsprozesse im Familienalltag und in der Familiengese zu entfalten. Die biologische Vorgeschichte des Menschen nimmt dabei eine ambivalente Rolle ein: Einerseits stabilisiert sie die Konstitution von Familienzusammenhängen, andererseits kann sie auch die Diegese des Erzählers, die einem eigentlich ganz ähnlichen Ziel dient, kritisch hinterfragen.

Ausgangspunkt des Beitrags von *Ursula Renner* ist die durch Darwin ausgelöste »biologische Kränkung« des Menschen, der nun als ein Tier unter Tieren erscheint. Das Erzählen von Mensch-Tier-Verwandlungen steht seither unter spezifisch modernen Vorzeichen und zeitigt spezifisch moderne Effekte. Zunächst einmal lassen sich die Tiere nun als konstitutive Elemente von »Familiengeschichten« erzählen, so etwa bei Bahr. Sodann lässt sich die tierische Metamorphose – prominent diejenige von der Raupe zum Schmetterling – als Paradigma der Erfahrung der »Veränderung« nutzen, und zwar sowohl in den Wissenschaften (Théodule Ribot, Hippolyte Taine) als auch in der Poesie (Theodor Herzl). Und schließlich lässt sich auch der Schock der Verwandlung herausstreichen, wie dies in den Erzählungen von Johannes V. Jensen (*Der Kondignog*, 1909) und Franz Kafka (*Die Verwandlung*, entstanden 1912, erschienen 1915) der Fall ist. Während Jensen jedoch seine Erzählung mit einer erlösenden Rückverwandlung beendet, beharrt Kafka auf der Auslöschung, die in der Ausgangsmetamorphose des Protagonisten schon angelegt ist.

Caroline Pross' Beitrag zu Eduard von Keyserling setzt an bei der modernen Reflexion einer unhintergehbaren Kluft zwischen biologischem Leben und kultureller Form. Auch Erzählformen und ihre Formgesetze können nun nicht mehr aus dem Leben abgeleitet werden, wohl aber können sie jener Melancholie zum Ausdruck verhelfen, die entsteht, wenn kulturelle Formen als Formungen und Verformungen *des Lebens* reflektiert werden. Das Verhältnis der biologischen Vorgeschichte zur Kultur erscheint so gleichsam invertiert: Denn hier, das führt Pross' Beitrag anhand einer Lektüre von Keyserlings Essay *Zur Psychologie des Komforts* (1905) vor, sind es die kulturellen Gegenstände, die Alltagsdinge und ihre Formationen, wie das Archiv und das Haus, die »das Leben« in ihre Vorgeschichte hineinziehen, es ermüden und devitalisieren. Wie dieses neuartige Spannungsverhältnis zwischen kultureller und biologischer Vorgeschichte ein spezifisches Erzählmuster generiert, zeigt Caroline Pross dann anhand von Keyserlings Schlossroman *Abendliche Häuser* (1914): Erzählt wird der scheiternde Versuch eines Ausbruchs aus der Hypertrophie »abendlicher«

Kulturformen. Und wenn das, so die Schlusspointe des Beitrages, in einer durchaus konventionellen Form erzählt wird, dann nicht aus bloßer Konventionalität heraus, sondern weil auf diese Weise der im Diskurs um 1900 so virulente Wunsch, der Kultur und ihren Formen zu entkommen, als Illusion entlarvt wird.

Indem *Harald Neumeyer* Kafkas *Bericht über eine Akademie* nicht nur im Kontext von ›Darwins Traum‹, sondern auch im Zusammenhang der journalistisch-wissenschaftlichen Reflexion über Varietédarstellungen von Affen verortet, kann er ein Paradox in der Erzählbarkeit von Kollektiv-Vorgeschichten deutlich machen: Rotpeter weiß über seine evolutionsbiologische Vorgeschichte nichts mehr zu berichten, weil er, nicht zuletzt durch seine Fähigkeit zu diesem Bericht, bereits tief in den Kulturzustand eingedrungen ist und ihm daher der Blick auf seine ursprüngliche Natur verstellt ist. Stattdessen tritt jedoch, so Neumeyers These, eine pädagogische Nachgeschichte an die Stelle der biologischen Vorgeschichte. Und diese, von nichts anderem als Dressur handelnde, Nachgeschichte entfernt sich von der biologischen Frage der Abstammung des Menschen vom Affen und legt ihr Schwergewicht vielmehr auf die nackte Gewalt als ihr Initial. Und dies wiederum lässt sich, so das Resümee dieses Aufsatzes, rückwirkend auch auf das eigentlich verschattete Verhältnis von Vorgeschichte und Geschichte, von Kultur und Natur legen, das sich über diesen Umweg ebenfalls als eine Gewaltbeziehung lesen lässt.

Dass das Modell der biologischen Vorgeschichte, literaturhistorisch gesprochen, sein Äquivalent im Realismus findet und mithin bei Schreibweisen, die sich dem Realismus widersetzen bzw. entziehen, an seine Grenzen stößt, belegt der Beitrag von *Armin Schäfer*. Es ist, so die These, das Kausalprinzip, das dem Modell der Vorgeschichte (in seiner Beziehung zur Hauptgeschichte) und dem Realismus gleichermaßen zugrunde liegt. Widersetzt sich, wie in Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, eine Schreibweise dieser Darstellungsform, widersetzt sie sich gleichermaßen dem Modell von Vor- und Hauptgeschichte. Indem sich Proust der Einheit der Diegese entzieht und sich von der organischen Erzählweise verabschiedet, verlässt er auch das Modell einer kausalen Koppelung von Vorgeschichte und Geschichte. Vielmehr wirbeln, wie Schäfer zeigen kann, die Analepsen und Prolepsen, die auf komplexe Weise ineinander geschachtelt sind, die Chronologie durcheinander. Übrig bleibt eine Gegenwart als Koexistenz heterogener Zeiten.

Dass Vorgeschichten auf nicht-offensichtliche Weise in der Gegenwart wirksam sind, ist wohl für keine andere Disziplin so fundamental wie für

die Psychoanalyse. Und wohl keine andere Disziplin hat dieses narrative Schema von der verborgenen Wirkung der (vergessenen oder verdrängten) Vergangenheit kulturell so tief verankert wie die Psychoanalyse. In seinem Beitrag »Freuds Vorgeschichten« wendet sich *Michael Niehaus* diesem Komplex zu, und zwar im Hinblick auf die für Freud selbst heikle und schwierige Frage, inwieweit bei psychologischen und kulturellen »Erbschaften« das Biologische eine Rolle spielt. Niehaus zeigt anhand einer genauen Lektüre von Freuds *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*, dass Freud hier – im Gegensatz zu früheren Texten (wie *Totem und Tabu*) – kulturelle Weitergabe durchaus biologisch denkt, nämlich orientiert an den Vererbungstheorien des Neolamarckismus. Die zentrale Schwierigkeit war, wie die postulierte Vererbung individueller Erlebnisse, bzw. (lamarckianisch gesprochen) »erworbener Eigenschaften«, von einer Generation auf die nächste, also auf der Ebene von Kollektivsubjekten, theoretisch zu fassen sei. Niehaus zeigt, wie Freuds Argumentation von der Macht des vorgeschichtlichen Vätermords zwischen kollektiver Erinnerung bzw. Weitergabe durch Tradition einerseits und biologischer Vererbung andererseits changiert. Und zwar deshalb, weil die Macht der Vorgeschichte hier die Identität des jüdischen Volkes erklären soll. Und gerade weil es Freud letztlich um die Frage geht, »wie das jüdische Volk die Eigenschaften erworben hat, die es kennzeichnen«, tendiert er zur Argumentation mit biologischer Vererbung und ihrer *Metaphorik*.

Dass dem Menschen eine biologische Vorgeschichte eigentümlich ist, über die er nicht verfügen kann, die aber zugleich konstitutiv für sein aktuelles Verhalten in der Welt ist, gilt heute unter Evolutionsbiologen als ausgemachte Sache. Welche erzähllogischen Effekte aus diesen Prämissen entstehen, untersucht *Roland Borgards* in seinem Beitrag zu den »Primatographien«. Exemplarisch in den Blick genommen werden dabei zwei prominente Erzählvarianten, diejenige von Michael Tomasello und diejenige von Frans de Waal. Sichtbar wird bei beiden Autoren, dass es sich beim Entwurf einer biologischen Vorgeschichte des Menschen immer auch um ein tatsächlich *erzählerisches* Verfahren handelt, dass diese Vorgeschichte immer nur *nachträglich* erzählt werden kann und dass deshalb innerhalb dieser Erzählungen die heute lebenden Primaten *stellvertretend* für die damals lebenden Vormenschen eintreten müssen. Tomasello betont dabei die Kluft zwischen den nicht-menschlichen und den menschlichen Primaten, de Waal hingegen die Kontinuität. Der komplexen narrativen Logik biologischer Vorgeschichten jedoch sind beide gleichermaßen verpflichtet.

Wie fragwürdig biologische Vorgeschichten des Menschen in der Gegenwart sein können, zeigt schließlich *Marianne Sommer* in ihrem Beitrag auf. Sie untersucht die verschiedenen Projekte der Genetischen Geschichte, also den großangelegten Versuch, die Abstammung einzelner oder mehrerer Menschen von Stämmen oder Urvölkern aus Antike und Mittelalter mittels molekularbiologischer Untersuchungen zu ermitteln. Behauptet wird von den Initiatoren der einzelnen Projekte, dass damit die Geschichte des Menschen auf eine neue unhinterfragbare Grundlage gestellt wird, da die genetische Geschichte von der Natur selbst in unsere Körper eingeschrieben wurde – und damit nicht verhandelbar ist. Übersehen wird dabei, dass Begriffe wie ›Stämme‹ oder ›Urvölker‹ durchaus verhandelbare, in nicht eben wenig Fällen ex post zugeschriebene Kategorien sind. Gleichzeitig steht die Auswahl des Untersuchungsgegenstandes im Zeichen eines politischen Ermächtigungsdiskurses: Die Projekte fokussieren auf Menschengruppen, die aufgrund kultureller oder geographischer Isolation auch als genetisch isolierter gelten als die hochindustrialisierten städtischen Gemeinschaften. Insofern lässt sich nicht übersehen, dass die genannten Projekte in der Tradition früherer Modelle von ›nationaler‹ und ›biologischer‹ Differenz stehen.

Die Beiträge des Bandes gehen auf eine Tagung am Essener KWI im März 2010 zurück. Die Publikation wurde ermöglicht durch die freundliche Unterstützung des KWI Essen und der Universität Würzburg. Für die umsichtige Redaktion und den Satz des Buches danken wir Julian Küspert.

Johannes F. Lehmann, Maximilian Bergengruen, Roland Borgards